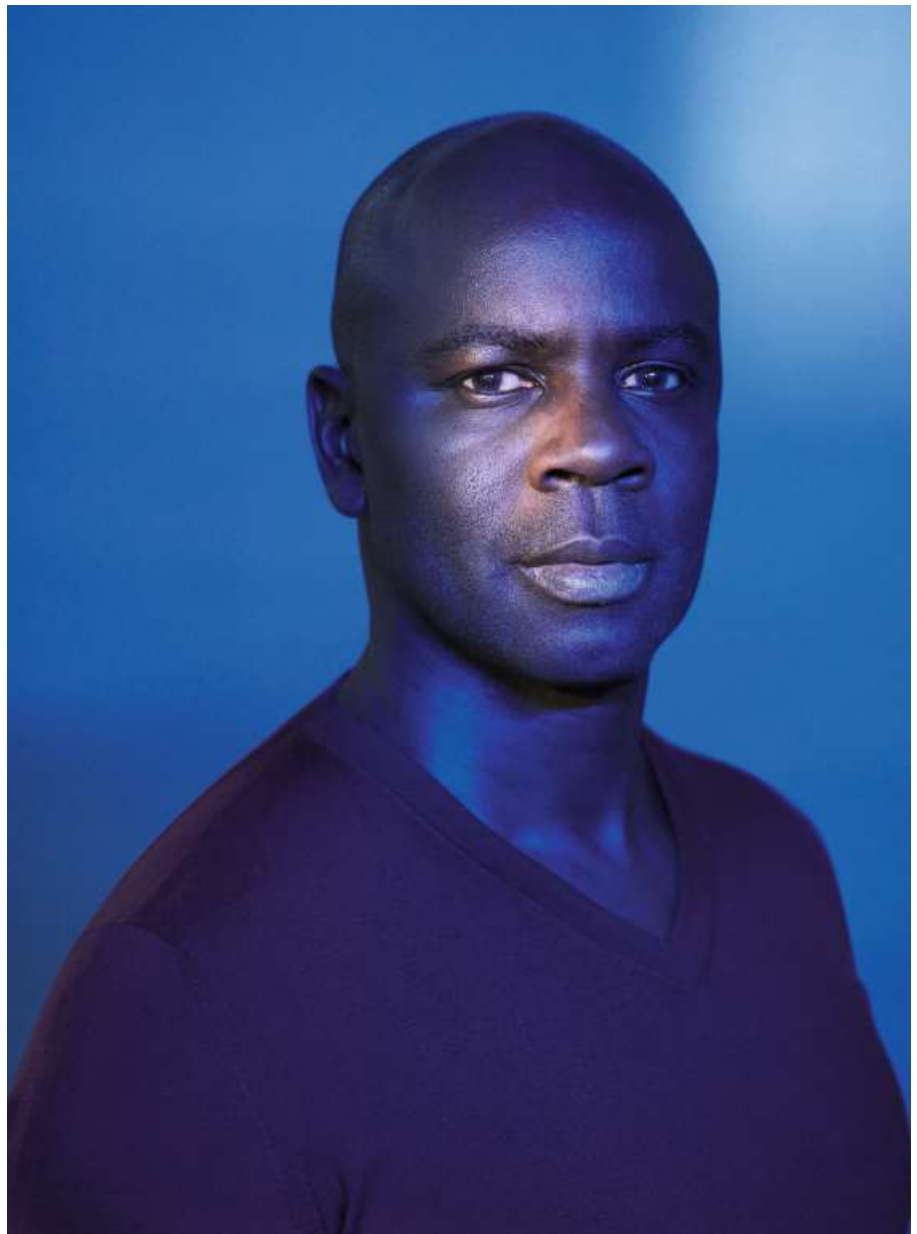


«WARUM HAST DU KEINE WEISSE FRAU?»

Lilian Thuram war Weltmeister im Fussball. Jetzt schreibt er über Rassismus und sagt, was Kolumbus damit zu tun habe.



Jerome Bonnet / modds

Was glauben Sie: Lesen die Leute Ihre Bücher über Rassismus, weil Sie Lilian Thuram sind, der berühmte Fussballer?

Ich bin vor 14 Jahren zurückgetreten. Dass ich ein erfolgreicher Fussballspieler und Weltmeister mit Frankreich war, verschafft mir ein gewisses Ansehen. Die, die den Fussball mögen, mögen mich auch. Aber es gibt auch die anderen.

Die, die sagen: Wieso muss dieser frühere Fussballer jetzt auch noch politische Bücher schreiben? Kann er das überhaupt?

Sie bezweifeln, dass ich als ehemaliger Fussballer in der Lage bin, mich über gewisse Themen zu äussern. Es ist völlig normal, dass die politische Rechte in Frankreich versucht, mich auf diese Weise zu delegitimieren. Ich bin ein Störenfried für sie.

Sie waren erfolgreicher Sportler, sind Ehrendoktor der Universität Stockholm, Autor und organisieren Museumsausstellungen. Ihre Kritiker sagen, so schlimm könne der Rassismus nicht sein. Sie hätten es ja geschafft.

Was soll das bedeuten: Ich habe es geschafft? Dass ich Geld habe? Darf jemand, der Geld hat und privilegiert ist, kein Bewusstsein für die Gesellschaft haben, in der er lebt? Das ist ein merkwürdiges Argument. Aber es war in der Geschichte schon immer so: Wer Ungleichheiten anspricht, muss damit rechnen, angegriffen zu werden. Frauen, die auf Sexismus aufmerksam machen, ergeht es auch so. Früher sagte man, sie seien Hexen. Heute sagt man, sie seien hysterisch, wenn sie sich wehren. Mir wirft man auch vor, ich sei wütend.

Sind Sie wütend?

Nein, ich bin nicht wütend. Ich analysiere, was in der Gesellschaft geschieht.

Ihr neuestes Buch heisst «Das weisse Denken», das ist ein provokativer Titel.

Wieso? Ich verurteile niemanden. Ich schreibe nicht über das Denken der Weissen. Weisssein ist eine politische Konstruktion. Es gibt auch Schwarze, die weiss denken. Ich erinnere mich, wie mich schwarze Mitspieler in der Kabine fragten: «Lilian, warum hast du keine weisse Frau?» Auch sie hielten Weisssein für etwas Besseres. Es kam vor, dass sie unter der Dusche ihre Hautfarben verglichen. Je heller je besser, fanden sie.

Man wirft Ihnen vor, mit Ihrem Buch würden Sie den Graben zwischen Weissen und Schwarzen vergrössern, Sie seien ein Anti-Weisser.

Das ist Teil des Spiels. Ich habe verstanden, wie es funktioniert. Es trifft mich nicht.

Lilian Thuram (50)

Der Franzose Lilian Thuram wurde 1998 Fussballweltmeister und spielte unter anderem bei Juventus Turin und beim FC Barcelona. Nach seinem Rücktritt 2008 gründete er eine Stiftung gegen Rassismus, Sexismus und Homophobie. Sein neuestes Buch heisst: «Das weisse Denken». Thuram ist verheiratet. Seine Söhne Marcus und Khéphren sind auch Fussballprofis. Das Gespräch fand an den «Eventi letterari» in Ascona statt.

Wie funktioniert es?

Kein Mensch sagt von sich selbst, er sei ein Rassist. Die Leute, die in Südafrika die Apartheid installierten, nannten das System auch nicht rassistisch. Die Propaganda behauptet immer, ein System sei gut, gerecht und habe einen tieferen Sinn. Wer etwas anderes sagt, gilt als Denunziant. Auch die extreme Rechte in Frankreich verteidigt eine weisse Identität. Sie sagt es nicht mehr offen, aber sie tut es. Für sie gibt es die «Français de souche», die richtigen Franzosen – und die anderen.

Ein früherer Mannschaftskollege habe Ihnen einmal gesagt: «Lilian, du bist besessen vom Rassismus.» Ist Rassismus Ihr Lebensthema?

Mein Lebensthema ist es, glücklich zu sein.

Das klingt jetzt sehr selbstbezogen.

Das ist nicht egoistisch. Wer glücklich sein will, muss die Vergangenheit kennen. Warum kann ich heute als Schwarzer besser leben als mein Grossvater, der 1908 geboren wurde, nur 60 Jahre nach

Wer Ungleichheiten anspricht, muss damit rechnen, angegriffen zu werden. Frauen, die auf Sexismus aufmerksam machen, geht es auch so.

der Abschaffung der Sklaverei in Frankreich? Weil Menschen dafür gekämpft haben.

Also ist heute alles viel besser als früher.

Das ist ein Satz, der immer wieder kommt, wenn über Rassismus gesprochen wird.

Ist er denn falsch?

Nein, aber Rassismus gibt es trotzdem. Wenn ich in Frankreich einen Vortrag halte und die Leute im Saal frage, wer sich wünsche, wie ein Schwarzer behandelt zu werden: wie viele strecken dann die Hand auf? Niemand. Weil sie genau wissen, dass Schwarze oft nicht gut behandelt werden.

Was passiert mit diesem Wissen?

Nicht viel. Ich stelle fest, dass vor allem Weisse finden, man solle das Thema Rassismus besser nicht ansprechen, weil sie sich dadurch gestört fühlen. Sie glauben, man müsse einfach die Zeit arbeiten lassen. Dann erledige sich das Problem in zwanzig, dreissig, vierzig Jahren von allein. Aber so funktioniert es nicht. Ich kenne viele Menschen, die denken, sie trügen überhaupt keine Verantwortung. Sie seien in dieser Frage neutral, die Hautfarbe spiele doch keine Rolle. Ich sage Ihnen: Doch, für einen Schwarzen spielt sie immer noch eine Rolle.

Weil Sie es selber erlebt haben?

Wenn ich über Rassismus schreibe, hat das mit meinen Erfahrungen zu tun. Mit meiner Kindheit, mit meiner Jugend, mit meiner Zeit als Fussballer, als ich in den Stadien Affenlaute gehört habe. Ich bin schon als Bub in der Schule rassistisch beleidigt worden. Das war meine erste Begegnung mit

Rassismus. Sie war traumatisch und beschäftigt mich bis heute.

Was ist damals passiert?

Lassen Sie mich von meiner Kindheit erzählen. Wir waren fünf Kinder von fünf verschiedenen Vätern. Und kein Vater war je da für uns. Das hat mich geprägt. Als Neunjähriger kam ich mit meiner Mutter aus Guadeloupe nach Paris.

Noch in den fünfziger Jahren gab es ein französisches Schulbuch. Darin stand: Die weisse Rasse ist die perfekte, überlegene Rasse.

Meine Mitschüler nannten mich Noiraude. Das ist eine schwarze Kuh in einem französischen Comic, die sehr dumm ist. Ich war völlig unvorbereitet und habe nicht verstanden, warum meine Schüler dachten, ich sei blöd wie diese Kuh.

Wie haben Sie reagiert?

Ich ging zu meiner Mutter und fragte sie: «Warum werden die Menschen mit dunkler Hautfarbe beleidigt?» Sie sagte: «Weil die Leute Rassisten sind. Das wird immer so sein.» Das war keine gute Antwort. Weil meine Mutter damit ausdrückte, Rassismus sei etwas Schicksalhaftes und man könne nichts dagegen tun. Aber ich weiss, warum sie das gesagt hat.

Warum?

Sie hat sich so verhalten wie viele diskriminierte Generationen vor ihr. Sie hat den Rassismus akzeptiert und geschwiegen. Sie sagte nur: «Hör zu, mein Sohn: Wenn du weiterkommen willst im Leben, musst du dich damit abfinden.» Sie hat mir die Geschichte des Rassismus nicht erklären können. Nur weil man Rassismus selbst erlebt, versteht man ihn noch nicht.

Wie muss man Rassismus verstehen?

Viele denken immer noch, ein Rassist sei bloss jemand, der auf der Strasse einen Schwarzen beschimpft. Aber es ist komplizierter. Ich mache ein Beispiel. Ich sage immer, ich sei erst mit neun Jahren schwarz geworden.

Das verstehe ich nicht.

Keine Angst, das ist normal. Wenn ich sage, ich sei erst mit neun schwarz geworden, glauben die Leute immer, ich hätte als Kind keinen Spiegel daheim gehabt. Spielen Sie ein Spiel mit mir?

Gern.

Gut. Man sagt, Sie seien weiss, einverstanden? Seit wann sind Sie weiss?

Ich bin fünfzig Jahre alt. Also seit fünfzig Jahren.

Sie sind also seit fünfzig Jahren weiss, behaupten Sie. Ist diese Tasse weiss? (Er zeigt auf eine weisse Kaffeetasse auf dem Tisch.)

Ja, sie ist weiss.

Haben Sie die gleiche Farbe wie diese Tasse? Nein? Warum behaupten Sie dann, Sie seien weiss? Weil es

Ihnen die Gesellschaft gesagt hat. Sie sind nicht weiss geboren, Sie sind weiss geworden. So wie ich schwarz geworden bin, als mich meine Mitschüler beleidigten und damit ausdrückten, Weisssein bedeute, etwas Besseres zu sein. Weisssein und Schwarzsein hat nichts mit der Pigmentierung der Haut zu tun. Es ist ein politisches Konstrukt, in dem sich weisse Menschen als die Norm empfinden. Dabei machen sie nur 16 Prozent der Weltbevölkerung aus. Und schwarze Menschen übernehmen dieses Denken. Wenn ich in Togo oder Senegal Kinder frage, wie Gott aussehe, antworten sie, Gott sei weiss. So sehr sind sie konditioniert. Kennen Sie das Puppen-Experiment?

Nein.

In einem Experiment in den USA in den 1940er Jahren legte man schwarzen Kindern zwei Puppen auf den Tisch, eine schwarze und eine weisse. Man fragte sie: Welche ist schöner? Die meisten sagten: die weisse Puppe. Und welche ist böse? Sie zeigten auf die schwarze Puppe. Dann fragte man sie: Welche sieht eher so aus wie du? Dann machen die Kinder grosse Augen. Das Experiment ist wiederholt worden, bis in die heutige Zeit. Das Resultat ist immer dasselbe.

Was schliessen Sie daraus?

Wir haben keine Vorstellung davon, wie sehr wir von der Geschichte geprägt sind. Die Leute haben die Erinnerung verloren. Ich hatte einmal einen Mannschaftskollegen, Christian Karembeu, wir wurden zusammen Weltmeister. Seine Urgrosseltern wurden in einem Pariser zoologischen Garten als Attraktion ausgestellt. Das ist keine Ewigkeit her. Noch in den fünfziger Jahren gab es ein französisches Schulbuch, darin hiess es: Die weisse Rasse ist die perfekte, überlegene Rasse. Es wurde bis 1977 herausgegeben. Da war ich fünf Jahre alt. Über solche Dinge müsste man viel mehr sprechen. Aber wissen Sie, wie viele der 12 000 Museen in Frankreich sich zum Beispiel ausschliesslich mit der Kolonialgeschichte des Landes auseinandersetzen? Kein einziges.

Sie finden auch, dass die schwarze Perspektive im Geschichtsunterricht zu kurz kommt.

Wann kommen die meisten Menschen in Europa erstmals mit schwarzer Geschichte in Berührung? Ich würde behaupten: Wenn es um die Sklaverei geht. Und vorher war da nichts? Dann wundern wir uns, dass mir gegnerische Fans in einem Fussballstadion zugerufen haben, man hätte mir nie die Fussfesseln abnehmen dürfen. Sie kennen nichts anderes als die Sklavengeschichte. Irgendwo steckt immer noch die Vorstellung, ein schwarzer Mann sei gefährlich, man müsse sich vor ihm schützen. Ich erzähle Ihnen eine Geschichte.

Bitte.

Ich war einmal in Italien im Trainingslager. Wir sassen beim Essen zu viert an einem Tisch. Der Trainer kam zu uns und fragte: «Warum sitzt ihr Schwarze immer zusammen? Habt ihr etwas vor?»

Ich fragte zurück: «Das ist interessant. Dort drüben sitzen 15 Weisse zusammen an einem Tisch. Fragen Sie sie auch, ob sie etwas im Schilde führten?»

Sie haben einmal gesagt, Sie hätten oft das Gefühl, man habe Angst vor Ihnen.

Ja, das spüre ich. Wenn ich einen Raum betrete, merke ich an der Art, wie mich jemand anschaut und mit mir spricht, was los ist – ob er mich

Afrika scheint kleiner als Russland zu sein. Niemand kann mir erzählen, dass das nicht die Wahrnehmung der Welt prägt.

ablehnt oder Angst vor mir hat. Ich weiss, was Vorurteile sind. Mir sagte man immer, Schwarze seien physisch stärker, aber intellektuell schwächer als Weisse. So bin ich aufgewachsen. Und als junger Fussballer war klar: Wenn in der Kabine etwas gestohlen wurde, waren es immer die Schwarzen oder die Maghrebener.

Vielleicht bin ich naiv, aber ist das wirklich noch so? Haben wir nicht gelernt, nicht vorschnell zu urteilen?

Sie sind nicht naiv. Sie wollen sich nur nicht mit der Realität konfrontieren.

Sie schreiben in Ihrem neusten Buch: «Niemand, der nicht selbst Opfer von Diskriminierung ist, weiss, wie sich das anfühlt, weil es nicht Teil seiner Welterfahrung ist.» Habe ich als Weisser also gar nicht das Recht mitzureden?

Natürlich dürfen Sie mitreden. Aber historisch ist es so, dass immer die weissen Männer geredet haben. Sie hatten das Recht und die Macht, über alles zu sprechen und zu urteilen. Jetzt wollen auch andere Gruppen mitreden, Frauen, Schwule, Schwarze. In einer Gesellschaft sollte man jenen Menschen zuhören, die es am schwierigsten haben. Aber oft gibt man ihnen das Wort nicht.

Ist es nicht so, dass die Gesellschaft allen möglichen Minderheiten gegenüber immer sensibler wird?

Vielleicht. Aber diese Menschen müssen sich das Wort erkämpfen. Freiwillig gibt man es ihnen nicht.

Sie haben eine Stiftung gegen Rassismus, Sexismus und Homophobie gegründet und besuchen Schulen. Was sagen Sie den Kindern?

Ich erzähle Ihnen die Geschichte von Christoph Kolumbus. Ich frage sie: Wer ist das? Sie sagen: Das ist der Mann, der Amerika entdeckt hat. Dann mache ich ein Experiment mit ihnen. Stellt euch vor, ihr seid auf dem Schiff mit Kolumbus und nähert euch dem Strand. Was seht ihr? Die meisten sehen einen leeren Strand. Erst wenn ich

ihnen sage, dass dort schon Menschen sind, merken sie, dass etwas nicht stimmt. Wie kann Kolumbus Amerika entdeckt haben, wenn dort schon Leute waren? Das ist die westliche Sicht, und sie ist auf die ganze Welt übertragen worden. Auch in China sagen mir die Schüler, Kolumbus sei der Entdecker Amerikas.

Was erzählen Sie den Kindern sonst noch?

Ich sage Ihnen, dass unsere in Europa gebräuchlichen Weltkarten nicht stimmen.

Sie stimmen nicht?

Die klassische, vom Kartographen Gerhard Mercator eingeführte Karte berücksichtigt nicht die wahren Grössenverhältnisse der Kontinente. Das Problem ist: Wir bringen man die gekrümmten Linien eines Globus auf eine Karte aus Papier? Das führt zu Verzerrungen. Europa und Nordamerika sind übergross, Afrika scheint hingegen kleiner als Russland zu sein. Niemand kann mir erzählen, dass das nicht die Wahrnehmung der Welt prägt.

Interview: Flurin Clalüna

ANZEIGE



Winterthur
Zürich Lochergut
Zürich am Hauptbahnhof

reseda.ch

